

Christoph Türcke
Sexus und Geist

Christoph Türcke, Jahrgang 1948, ist Professor em. für Philosophie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig und Autor zahlreicher Bücher. Zuletzt erschien von ihm bei Suhrkamp »Jesu Traum. Psychoanalyse des Neuen Testaments«. Er wurde mit dem Sigmund-Freud-Kulturpreis ausgezeichnet.

Christoph Türcke

Sexus und Geist

Philosophie
im Geschlechterkampf

zu**Kl**ampen! 

Die ersten Auflagen des Buches
erschieden im Fischer Taschenbuch Verlag,
Frankfurt am Main

Vierte Auflage 2014
© zu Klampen Verlag · Röse 21 · D-31832 Springe
www.zuklampen.de

Umschlagentwurf: Groothuis & Consorten, Hamburg
Druck: Bookfactory – Ihr Verlagspartner
GmbH & Co. KG, Bad Münster

ISBN 978-3-86674-411-0

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Inhalt

Vorwort.....	7
1. Matriarchat – Patriarchat	9
2. Mythos – Logos	50
3. Inquisition und Selbsterhaltung	110
4. Selbstentmachtung des Patriarchats	164
5. Paradox der Frauenbewegung	213

Vorwort

Das Vernunftvermögen, welches die Menschen von den Tieren unterscheidet, kommt zweifellos sowohl Männern als auch Frauen zu. Ob beiden auch in gleicher Weise, ist damit freilich noch nicht entschieden. »Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf«, sagt Nietzsche¹ und scheint uns vor eine heikle Alternative zu stellen. Entweder besagtes Vernunftvermögen ist Exponent des Geschlechts; dann sind Gedanken stets nur männlich oder weiblich, aber nie allgemeingültig. Oder es ist die geschlechtsübergreifende Kraft, Allgemeingültiges auszudrücken; dann ist das Geschlecht einer Person belanglos dafür, was und wie sie denkt. Oder gibt es ein Drittes?

Daß menschlicher Geist beides zugleich sein könnte, nämlich sowohl geprägt durchs Geschlecht als auch unabhängig davon, scheint logisch unmöglich. Und doch verhält es sich so. Darum geht es in diesem Buch. Es will zeigen, wie sehr Geschlecht und Geist ineinandergehen – und wie wenig sie dabei ineinander aufgehen. Es richtet sich gegen die Obsession, Geist sei von Haus aus männlich und gewalttätig, gegen die fixe Idee, das, was die moderne Gesellschaft so kalt und zerstörerisch mache, sei ein Übermaß an Männlichkeit und Rationalität – und ist gleichwohl darauf bedacht, die Wirkungen und Nachwirkungen des Patriarchats bis in tiefste Seelen- und Geistesgründe um keinen Deut zu unterschätzen. Dazu muß weit ausgeholt werden. Von Sexus und Geist zu handeln, ohne aufs archaische Matriarchat einzugehen, bedeutet Entfaltung des Themas ohne seine historische Grundlage. Von Sexus und Geist zu handeln, ohne auf die moderne Frauenbewegung zu kommen, bedeutet Entfaltung des Themas ohne seine Aktualität. Fundierte Aktualität verlangt, Ältestes und Jüngstes zueinander in Beziehung zu

1 F. Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse, Werke in 6 Bänden*, hg. v. K. Schlechta, Bd. IV, München 1980, S. 626

setzen. Das kann man nicht, indem man die gewaltige Zeitspanne zwischen beiden überspringt. Aber ebensowenig kann man das Geschlechterverhältnis von Stein- bis Neuzeit abhandeln und damit auch noch zu Lebzeiten fertigwerden wollen. Daraus erhellt die Verfahrensweise. Statt einer neuerlichen, materialüberquellenden Vorgeschichte und Geschichte des Patriarchats wird ein Begriff davon gegeben, wie sich an bestimmten epochalen Knotenpunkten Sexus und Geist besonders delikats und folgenreich verschlungen haben. Bei der Auswahl dieser Punkte ist eine gewisse Zufälligkeit unvermeidlich. Vielfach wären andere und mehr Beispiele möglich gewesen, alles Dargelegte hätte durch weitere Belege wenn nicht vertieft, so doch verbreitert werden können. Das Weglassen eröffnet freilich auch eine Chance. Indem zwischen weit voneinander entfernten Epochen und Problemkonstellationen der rote Faden straff gespannt wird, tun sich Zusammenhänge auf, die sich auf der Heerstraße der Philosophiegeschichte und beim Abarbeiten von Sekundärliteraturbergen schwerlich entdecken lassen.

›Philosophie im Geschlechterkampf‹ bedeutet zweierlei. Im Geschlechterkampf steckten gravierende, weichenstellende philosophische Implikationen längst ehe es eine geistige Disziplin namens Philosophie gab; und dort, wo diese Disziplin aufkommt, steckt sie ihrerseits tief im Geschlechterkampf – eine Befangenheit, die sie nicht loswird, indem sie darüber schweigt. Dies wechselseitige Ineinanderstecken begreiflich machen heißt den Blick dafür schärfen, wieviel Unphilosophisches in der Philosophie zu Kopfe gestiegen ist, wieviel unerkannt Philosophisches bis in die Niederungen des Alltags hinabreicht und wie beides dazu beiträgt, daß der Zustand der selbstverschuldeten Unmündigkeit, aus dem Aufklärung einmal heraushelfen wollte, fort-dauert.

1. Matriarchat – Patriarchat

Zu Freuds großen Einsichten gehört, daß die sogenannten sexuellen Abirrungen, über die sich der honorige Bürger entrüstet, bloß um eine Nuance vom für normal gehaltenen Sexualleben abweichen und allesamt darin angelegt sind.¹ Daß das kindliche Gefühlsleben keineswegs eine sexualfreie Unschuldssphäre darstellt, daß die Lust, die mit dem Saugen an der Mutterbrust, mit dem Ausscheiden von Harn und Kot sowie mit dem Berühren der eigenen Geschlechtsorgane verbunden ist, sehr deutlich und doch in einem sehr unbestimmten Sinne sexuell ist, weil orale, anale und genitale Regungen darin noch weitgehend ungeschieden sind, daß aber gerade diese Unbestimmtheit die »polymorph perverse Anlage«² des Kleinkinds ausmacht, d. h. die Formbarkeit seiner Sexualität in ganz verschiedenen erlaubten und unerlaubten Richtungen – dies alles hat man dem, der es entdeckte, besonders verübelt. Mit der natürlichen kindlichen Unschuld war nämlich auch die natürliche Sexualität des Erwachsenen, die gleichsam von sich aus zu bürgerlicher Ehe und Familie führt, als frommer Wunsch enttarnt und bewiesen: Der menschliche Geschlechtstrieb ist von Natur aus nicht eindeutig fixiert. Die besondere Ausprägung, die er jeweils bekommt, hängt von den Lebensumständen und Erfahrungen der heranwachsenden Individuen ab und ist selbst bereits eine kulturelle Leistung.

Dieser Befund gestattet einen Schluß, den Freud selbst nicht gezogen hat: Wenn die verfestigten kulturellen Bahnen, in die der Geschlechtstrieb seit Jahrhunderten durch einen harten Erziehungsprozeß systematisch gedrängt wird, bis heute nicht haben verhindern können, daß er immer wieder von ihnen abweicht, wie ungeformt, wie diffus muß er da erst gewesen sein, als diese Bahnen noch gänzlich fehlten. Einer dif-

1 S. Freud, *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, Studienausgabe Bd. V, Frankfurt am Main 1972, S. 37ff.

2 S. Freud, a. a. O., S. 97

fusen Triebnatur entspricht ein sexuell unregelmäßiges Zusammenleben, und als ein solches müssen wir uns folglich den Naturzustand denken, aus dem die menschliche Spezies sich durch Triebverzicht erhoben hat.³

Triebe pflegen sich nicht selbst einzuschränken. Wo Triebverzicht herrscht, da ist bereits etwas am Werk, was die Menschen befähigt, Natur auf spezifische Weise zu bearbeiten: die äußere Natur in der Herstellung von Lebensmitteln, die innere durch Aufrichtung von Tabus. Dies Etwas ist der Geist. Er ist der Natur entsprungen, und zwar im Doppelsinn des Wortes: aus ihr entstanden und ihr gleichsam entwischt, Naturprodukt und doch etwas qualitativ anderes als Natur: aus ihr nicht logisch herleitbar. Das ist ein Ärgernis bis heute. Als man in grauer Altsteinzeit anfang, aus Steinen Faustkeile, aus Baumstämmen Keulen zu machen, also Naturstoffen eine Form aufzuprägen, die nicht ihre eigene ist und sie in Werkzeuge verwandelt, da war unzweifelhaft bereits menschlicher Geist tätig. Daß er nicht aus Überfluß und Überdruß in Gang kam, sondern aus Schrecken und Lebensnot, ist gewiß – aber nichts, was ihn erklären könnte. Schrecken und Not kennt die ganze Tierwelt, ohne zu Geist je gelangt zu sein. Desgleichen: Wo das Sexualleben beschränkt, gehemmt, in einen Zustand versetzt wird, den es von Natur aus nicht hat, da ist es der Geist, der diese Verwandlung vornimmt. Nicht freiwillig, versteht sich. Gewisse zur Werkzeugproduktion fähige Lebewesen müssen irgendwann einmal vor der Wahl gestanden haben, sich entweder sexuelle Beschränkungen aufzuerlegen oder etwas Schlimmeres zu erleiden. Was das Schlimmere war, in welcher Weise es drohte, darüber gibt es bloß Vermutungen. Aber daß sie in der Lage waren, hier abzuwägen und sich gegen den eigenen Sexualtrieb zu stemmen, läßt sich weder aus ihrer Triebnatur noch aus irgendeiner Notlage erklären. Ein zureichender Grund für die ersten

3 Schon Bachofen wurde dies Eingeständnis sauer; gern hätte er der Menschheit »die schmerzliche Erinnerung einer so unwürdigen Kindheit« »ganz unregelmäßiger Geschlechtsverhältnisse« erspart (J. J. Bachofen, *Das Mutterrecht*, Auswahl, hg. v. H. J. Heinrichs, Frankfurt am Main 1980, S. 29). Natürlich waren sie inzestuös und auch sonst nach späteren Kriterien in vieler Hinsicht pervers – und doch längst nicht so wild, wie der Zivilisierte sie sich vorstellen mag. Regellos heißt nämlich nicht orgiastisch. Orgien setzen stets das Bewußtsein voraus, daß sie eigentlich verboten sind. Sie werden als Exzeß, als Ausnahmezustand gefeiert, aus dem das Kollektiv alsbald ins gewöhnliche Leben zurücksinkt.

Tabus wird sich daher nie finden.⁴ Wo sie aber in Kraft sind und den Geschlechtsverkehr mit bestimmten Personen, sei es der nächst älteren oder jüngeren Generation, sei es mit Brüdern und Schwestern, strikt verbieten, da ist man zu der Erkenntnis gezwungen, wie man mit wem verwandt ist, und dafür gibt es nur *einen* eindeutigen Orientierungspunkt: die Mütter; denn wer wessen Vater ist, ist zunächst einmal höchst unsicher, der Zusammenhang von Zeugung und Geburt anfangs unbekannt. Als aus Naturhorden mit regellosem Geschlechtsverkehr sich menschliche Sippen mit geregelten Abstammungsverhältnissen bildeten, war es also unzweifelhaft das weibliche Geschlecht, das deren Zusammenhalt bewirkte, wie sich auch an der natürlichen Zuständigkeit der Frauen für die Ernährung der Kinder zunächst die Arbeitsteilung ausrichtete.⁵

Wer aber den Zusammenhalt der Sippe stiftet, der ist geradezu prädestiniert, auch den Sinn des Lebens zu stiften, sobald man beginnt, auf einen solchen zu reflektieren. Ist nicht die Mutter als die Gebärende der fruchtbaren Erde gleich und die Erde die Urmutter allen Lebens? Den größten Teil der Altsteinzeit, also Hunderttausende von Jahren, hat der menschliche Geist wahrscheinlich gebraucht, um sich von seinem ersten schwachen Schimmer bis zu solch einer Überlegung emporzuarbeiten. Wann sie zuerst angestellt wurde, wissen wir nicht. Wir kennen nur ihren materiellen Niederschlag in sogenannten »Venusstatuetten«, bestehend aus »Stein, Elfenbein, Knochen, Geweih, Ton oder Rötel«, »die man in so vielen jungpaläolithischen Siedlungen vorfindet«⁶, deren älteste Exemplare also durchaus im 10. vorchristlichen Jahrtausend oder früher gefertigt sein mögen. Sie sind die ältesten erhaltenen Skulpturen.

4 Was Freud als Grund angibt, ist zum einen ein Mythos, zum andern vom Begründeten nicht unterschieden. Die Gefühlsambivalenz, die er im Tabu ausgedrückt sieht, soll Resultat des Urvatermords sein, ist aber auch das, was zu ihm führt; das Hergelaitete entpuppt sich als das schon Vorausgesetzte. (S. Freud, *Totem und Tabu, Studienausgabe* Bd. IX, Frankfurt am Main 1974, S. 424 ff.) Zudem setzt Freuds Mythos einen Urzustand mit festen, patriarchalen Geschlechtsverhältnissen voraus und stellt damit den Ausblick, den die polymorph perverse Anlage des Individuums auf die Anfänge der Gattung eröffnet. Freuds Hypothese über den Ursprung der Kultur trübt die Einsichten seiner eigenen Sexualtheorie.

5 Vgl. J. J. Bachofen, a. a. O., S. 1 ff.

6 E. Borneman, *Das Patriarchat*, Frankfurt am Main 1975, S. 72

Wie sehen sie aus? »Nicht der geringste Versuch der Individualisierung wird unternommen. Dagegen werden nicht nur die spezifisch weiblichen Eigenschaften betont, sondern alles, was nicht mit der Paarung, dem Gebären und dem Nähren zu tun hat, wird fortgelassen oder verkleinert: Brüste, Schenkel, Hüften, Becken, Vulva werden hervorgehoben; Kopf, Arme, Füße werden vernachlässigt. Im Körperausdruck wird das Mütterliche, das Gebären und Nähren ebenfalls herausgearbeitet. Manche Figuren werden völlig auf Brüste oder Vulva reduziert, sind also nichts als Darstellung primärer oder sekundärer Geschlechtsmerkmale der Frau.«⁷ Aufgestellt waren solche Statuetten »anfänglich in den Zelten und Hütten, später in den Wandnischen der Wohnbauten und schließlich im Zentrum von Kultstätten.«⁸ Und daraus geht hervor, daß sie einer beträchtlich entwickelten Kulturstufe angehören, auf der man bereits gelernt hatte, Ton, Stein, Holz, Geweih, Knochen auf differenzierte Weise zu bearbeiten und Wohnbauten zu errichten: »zeltförmige Überdachungen aus Häuten und Fellen über Holzgerüsten, Verschläge und Wände in natürlichen Höhlen, Reisighütten mit eingetieften Erdarbeiten.«⁹

In diesem Kontext verraten die so ausdrucksstark anmutenden, vornehmlich auf Geschlechtsmerkmale konzentrierten Frauenstatuetten allerlei über den Stand des menschlichen Bewußtseins. Längst hat es bei Jagen, Sammeln, Fischfang einige Bekanntschaft mit den Kräften der Natur gemacht und gelernt, ihnen gezielten Widerstand entgegenzusetzen: Werkzeuge herzustellen, durch sie Naturkraft gegen Naturkraft zu kehren und so die Natur gleichsam mit ihren eigenen Mitteln zu überlisten. Wo es derart differenziert auf Natureigenschaften einzugehen weiß, ist es auch längst darüber hinaus, die Natur als Wirkungsstätte jenes ungeschiedenen, unfaßbaren, unheimlichen Etwas anzusehen, das die Melanesier »Mana« nennen¹⁰, das überall und nirgends ist, das unversehens in jedem Stein, Fluß, Baum, Tier oder Menschen sitzt, sobald er sich in ungewöhnlichem oder bedrohlichem Zustand zeigt, und sich ebenso unversehens daraus wieder zurückzieht; das allem anhaftet, was menschliche Aufmerksamkeit in seinen Bann schlägt,

7 E. Borneman, a. a. O., S. 52

8 A. a. O., S. 53

9 A. a. O., S. 50

10 G. Mensching, *Die Religion*, München o. J., S. 122

Schrecken oder unheilvolle Begierde erregt, erschüttert, lähmt oder die Sinne raubt und daher entweder strikt zu meiden oder unschädlich zu machen ist. Mana ist ein spätes Wort für den Alp, den der menschliche Geist sich mit seinem Heraustreten aus der Natur aufgeladen hat: von einer Wirklichkeit umlauert zu sein, die als das schlechterdings Fremde, Furchtbare jäh und tödlich über ihn hereinbrechen kann. Wo ein Wort für diesen Alp, da ist schon Linderung, Beschwichtigung, Abgrenzung. Im Begriff Mana steckt denn auch eine erste Unterscheidung zwischen der erscheinenden Natur und einem Höheren, das in ihr wirkt. Doch diese numinose Macht, die diffuse Urform des Heiligen¹¹, hat auf dem geistigen Stand von Venusstatuetten längst deutlichere Konturen bekommen. Das menschliche Bewußtsein ist auf die Differenz von beseelter und unbeseelter Materie gestoßen, hat die Lebendigkeit als das Wirkende in der Natur, als ihre schöpferische Potenz zu erahnen begonnen und gemerkt, daß ihm das Lebendige verwandter ist als das Leblose. Dieses verhardt gleichgültig in sich, jenes bezieht sich auf anderes, agiert und reagiert, verhält sich vergleichsweise verständig. Doch auch über diese Stufe des Animismus, der das Beseeltsein der Natur als ihr Wesen erachtet und es in bestimmten Pflanzen und Tieren in besonderer, verehrungswürdiger Weise anzutreffen meint, ist das Bewußtsein hinaus, welches sich in Venusstatuetten vergegenständlicht. »Venus« ist freilich eine anachronistische Bezeichnung, höchst fraglich, ob mit diesen Figuren schon bestimmte Göttinnen gemeint sind. Zweifellos aber sollen sie etwas zu Verehrendes, Heiliges darstellen und geben dem Glauben Ausdruck, daß das Heilige anthropomorph, der Inbegriff des Anthropomorphen aber das Weibliche sei.

Darin stecken gleich mehrere Denkschritte. Wie zuvor das Wirken der Naturkräfte auf die Lebendigkeit, so wird diese nun auf das Menschenartige in ihr zurückgeführt. Der Animismus spezifiziert sich. Wo die Lebendigkeit von Pflanzen und Tieren als ihre Menschenähnlichkeit erscheint, wird von Leben überhaupt ein spezifisch Menschliches gesondert und zugleich zum Inbegriff und Bezugspunkt allen anderen Lebens erhoben. Der Mensch wird erstmals zum Maß aller Dinge – freilich noch nicht in der reflektierten Form griechischer Sophistik, sondern ganz elementar: Er weiß nicht anders Zusammenhang

11 R. Otto, *Das Heilige*, München 1963, S. 5 ff.

und Sinn in die Vielfalt der erscheinenden Natur zu bringen, als daß er gleichsam sich selber in sie hineinlegt und sie so anthropomorph auslegt. Wo aber zeigt sich die menschliche Lebendigkeit intensiver als im Hervorbringen von Leben, also im Gebären? Folglich ist die Frau, an der sich die Spezifizierung der Verwandtschaftsverhältnisse und der Sippenzusammenhalt naturgemäß ausrichtet, auch der wahre Repräsentant jenes Menschengestaltigen, das aller Wirklichkeit ihren Zusammenhalt gibt. Und erst die Kombination dieser beiden Gedanken läßt dem weiblichen Geschlecht die Verehrung zukommen, die sich in Venusstatuetten ausdrückt. Erst wenn das menschliche Gebären mehr bedeutet als es selbst, wenn es jenen kreativen Vorgang darzustellen scheint, dem sich Dasein überhaupt verdankt, kann ihm jene Heiligkeit zuwachsen, die die weiblichen Geschlechtseigenschaften zum Mittelpunkt eines Kults werden läßt.

Ein solcher Kult muß auch schon die frühesten Venusstatuetten umgeben haben; undenkbar, daß sie um reiner Kontemplation willen aufgestellt waren wie im Salon des bürgerlichen Kunstfreunds. Als Objekte eines Kults aber, auch wenn wir nicht wissen, wie er sich anfangs abspielte, besagen sie zumindest dies: das Weibliche ist es selbst und mehr als es selbst, nämlich Lebensprinzip. Prinzip bedeutet hier freilich noch nichts von der Sinnenwelt Abgezogenes. Anschaulich muß es sein, zeigen, inwiefern es allem, was ist, zugrunde liegt. Der buchstäblich mit Händen zu greifende Grund aber von allem, was krecht und fliegt, heißt Erde. Aus ihr wachsen die Pflanzen, auf ihr bewegen sich die Tiere. So läßt ihre Beschaffenheit nachgerade dazu ein, Weib und Erde zusammenzudenken. In allen uns überlieferten Formen eines weiblich-mütterlichen Kults ist dieser Schritt denn auch getan, die Erde als Urweib und Urmutter geheiligt, die Frau als Repräsentantin der Erde geehrt.

Indem die Erde als Nährboden des Stoffwechsels ins Bewußtsein tritt, nährt sie auf besondere Weise auch den Geist. An ihr nämlich bildet sich ein erster, noch vager, aber folgenreicher Begriff des Grundes, der imstande ist, verschiedene Bewußtseinsinhalte zu vereinigen. Daß es so etwas wie Ursache und Wirkung gebe, muß schon denen gedämmert haben, die die ersten Werkzeuge herstellten; und wo man differenzierte Materialbearbeitung, Techniken der Jagd und des Fischfangs gelernt hat, gehört Kausalität zu den Selbstverständlichkeiten des Alltags – allerdings in einem sehr eingeschränkten Sinne: Einigermaßen

klare Konturen gewinnt sie nur so weit wie die menschliche Naturbeherrschung reicht, wie planmäßig mit bestimmten Mitteln bestimmte Wirkungen erzielt werden. Und auch das ist noch vermischt mit Zauberei, die die Naturkräfte beschwört statt zähmt, mit Zaubermitteln vermeintliche Wirkung ausübt statt reale. In dies Knäuel von gewußtem und vermutetem Kausalzusammenhang bringt die Vorstellung von der Urmutter Erde einige Kontur: zunächst einmal die Ahnung, daß Ursache und Wirkung nicht dort aufhören, wo die menschliche Wahrnehmung endet, sondern auf eine Ur-Ursache verweisen, von der sie abstammen. Und darin ist schon ein zweites enthalten: die Kombination von Kausalität und Abstammung, die das Dickicht von Toten- und Ahnenkult erheblich lichtet. Uralt ist der Glaube, daß die Toten nicht umstandslos tot sind. Ihr Leib ist noch da, sie dringen noch in die Träume der Lebenden ein; kurzum, sie sind nicht zu Nichts geworden, sondern in eine höhere, numinose Existenz verwandelt, und man muß dafür sorgen, daß sie sich nicht an den Lebenden rächen für das, was ihnen angetan wurde. Die hierzu angewandte Zauberei wächst sich in dem Maße zu regelrechtem Kult aus, wie aus der höheren Existenzweise der Toten mehr wird als ein vorübergehender Spuk, wie sie sich mit dem Gedanken der Dauer verbindet und die Verstorbenen als diejenigen erscheinen läßt, deren Lebensweise sich in den Hinterbliebenen kontiniert. Weil fortlebt, was die Toten taten, leben die Toten fort. So werden sie zu Ahnen, den ersten Hütern einer Tradition, den ersten Exponenten eines kollektiven Gedächtnisses. Daß der Tod die menschliche Gestalt zerstört, ferner das Numinose, das Heilige zunächst immer als das Fremde erlebt wird, ehe Reflexion es der menschlichen Gestalt anverwandelt – dies muß der Grund dafür sein, daß die Fortexistenz der Toten anfangs nicht anthropomorph vorgestellt wurde, sondern in der skurril undeutlichen Form von Dämonen, Gespenstern oder auch von Tieren.¹² Anders jedenfalls läßt sich das Phänomen des Totemismus, der Glaube, »von einem zumeist tiergestaltigen Urwesen

12 Vielleicht berührt Kafkas »Odradek« deswegen so eigenartig, weil in dieser Figur das Skurril-Undeutliche solcher Vorstellungsweisen tatsächlich aufbewahrt ist – als Resultat deutlichster Beschreibung. Odradek ist die leibhaftige Ungeschiedenheit von Ding, Tier, Mensch, Gespenst, ein unendlich fernes, ungreifbares Wesen – als Hausgenosse. (Vgl. F. Kafka, *Die Sorge des Hausvaters*, Werke, Bd. 4, Frankfurt am Main 1976, S. 129)

abzustammen¹³, schwerlich erklären. Der Totemismus ist Ahnenkult auf animistischer Stufe, der Glaube an eine Urmutter Erde seine Rationalisierung durch Vermenschlichung. Jedes Kind ist Wirkung einer mütterlichen Ursache, gehört einer mütterlichen Ahnenreihe an, die in nicht näher bestimmte Vorzeit reicht und an deren Anfang Urmutter Erde steht: unendlich fern und nah zugleich, als der unvordenkliche Ursprung des menschlichen Lebens und das allgegenwärtige Element, aus dem jede neue Generation direkt Kraft und Nahrung zieht. Darin schillert bereits, wie undeutlich auch immer, das Dialektische der Kausalität: daß sie sowohl ein Auseinander als auch ein Ineinander von Ursache und Wirkung bedeutet, sowohl ein Nacheinander als auch ein Zugleich, sowohl ein Verhältnis zwischen Einzeldingen als auch die Art und Weise, wie sich ein Allgemeines im Einzelnen manifestiert. Auch den unanschaulichen Gedanken der Dauer, der im Totenkult etwas sehr Vages hat, hilft die als Urmutter verstandene Erde zu präzisieren: Sowohl Urahn als auch Gegenwart vermag sie zu sein, weil sie sich aufs Anschaulichste als das Beharrliche im Wechsel der Generationen zeigt und nicht aufhört, Leben aus sich hervorsprossen zu lassen und wieder in sich zurückzunehmen. Ihr Tun bringt die abstrakte Dauer, die den Ahnen zukommt, zur sinnlichen Erscheinung, sie bürgt für die Kontinuität der Genealogie und hält sowohl das Nebeneinander der Einzeldinge als auch das Nacheinander der Generationenfolge zusammen. In alldem stellt sie den Makrokosmos dar, zu dem sich die Frau als Mikrokosmos verhält. Schon im ältesten Weiblichkeitskult steckt keimhaft ein philosophisches Konstrukt, das von den Pythagoräern an wie kein zweites dazu gedient hat, Mensch und Welt, Einzelnes und Allgemeines in Einklang zu bringen. Seine Methode: Die Homogenität des menschlichen Organismus als Miniatur eines organischen, harmonischen Weltganzen interpretieren und durch Analogieschluß vom anschaulichen Einzelexemplar zum unanschaulichen Begriff der Totalität gelangen. Hier freilich ist es noch nichts mit abstrakten Begriffen. Was die Homogenität des Menschen ausmacht, sein Wesen also, ist das weibliche Geschlecht, und dessen Kraft, zu gebären und nähren, ist Prototyp jener Kraft, die die Welt zusammenhält: Synthesis des Mannigfaltigen.

Die Verweiblichung der Erde bedeutet erhebliche Vergeistigung. Auf

13 G. Mensching, a. a. O., S. 131. »Ich bin ein Känguruh«, sagt z. B. ein Angehöriger des Känguruh-Clans. (ebd.)

ihre Weise spinnt sie bereits an jenem Kausalnetz, worin die Welt später begriffen und angeeignet wird. Damit nicht genug. Wo Mutter Erde als Einheitsstifterin verehrt wird, die das Nacheinander der Generationen und das Nebeneinander aller gegenwärtigen Dinge zu *einer* Realität zusammenfaßt, da liegt die Frage nahe, wie sie das eigentlich macht: Einheit stiften und für zeitliche und räumliche Ordnung sorgen. Und wo Menschen beginnen, unter dieser Fragestellung ihre Umgebung genauer zu betrachten, da gewinnt sie wie von selbst eine dreiteilige Struktur. Die Erde hat etwas Sichtbares über sich: den sie überwölbenden Himmel; und etwas Unsichtbares unter sich: die Sphäre, in die alle Vegetation und Lebewesen wieder hinab müssen. Die Welt ist dreistöckig, und um sie zusammenzuhalten, muß die Erde selbst etwas Dreifaches sein, selbst eine überirdische und eine unterirdische Dimension haben. Und noch in anderer Hinsicht waltet sie dreifach. Immer wieder läßt sie in regelmäßigen Abständen zuerst die Vegetation sprießen, dann genießbare Früchte reifen und schließlich das Hervorgebrachte verdorren und absterben. Die Dreiheit der Jahreszeiten – Herbst und Winter gelten als eine – ist ein elementares Zeitmaß, und es scheint, als habe es eine Entsprechung in der Spanne des menschlichen Lebens: Jugend, Reife und Alter.

Die Vervielfältigung der einen Erde in dreifache Gestalt – räumlich wie zeitlich – ist der Geistesblitz, der den Mutterkult zu einer alles Frühere weit überragenden Weltanschauung und Kultur hat aufgehen lassen. Die Dreifaltigkeit, nach Hegel das geistige Wesen der Religion schlechthin, »das Spekulative«¹⁴, das sie für die Philosophie überhaupt interessant macht, findet sich bereits in einem Frühstadium der Religion, das Hegel ignorierte, dessen Bedeutung für die Formierung des Geistes er nicht gewahr wurde. Die Vorstellung einer unterirdischen Dimension der Erde hat im griechischen Hades und der christlichen Hölle überlebt und ist auch heute noch nicht ganz verblaßt. Fremd hingegen der Gedanke, auch das Überirdische könnte erdbestimmt sein. Dabei war er bestechend konsequent. Der dunkle Erdschoß, aus dem alles Lebendige hervorgeht, ist auch das Grab, in das es zurück muß. Und wie auf Erden, so im Himmel: Die Dunkelheit ist das Element, woraus das Licht hervorgeht und worin es wieder verschwindet.

14 G. W. F. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Religion II*, Werke, Bd. 17, Frankfurt am Main 1969, S. 229

Die Nacht gebiert und verschlingt den Tag. Dieser Analogieschluß von der Erde aufs Überirdische hat auch in den ältesten Schichten matriarchaler Mythologie, die uns aus dem Mittelmeerraum und Vorderen Orient fragmentarisch erhalten sind, schon stattgefunden. Die Nacht erscheint überall als natürliches Attribut der Erde, der Denkschritt, der beide erst hat verbinden müssen, ist unkenntlich geworden, »der Prinzipat der Nacht über den aus ihrem Mutterschoße hervorgehenden Tag« hat den Schein eines »Grundgesetzes«¹⁵ mütterlicher Kultur gewonnen. Nur Hesiod läßt noch erahnen, daß es nicht immer so war. In seiner Schrift über die Entstehung der Götter rechnet er Gaia, die Erde, zur ältesten Götterschicht und Nyx, die Nacht, zur darauffolgenden.¹⁶ Darin hat sich ein verstohlener Fingerzeig auf das logische Ableitungsverhältnis zwischen beiden erhalten.

Nun ist die »schwarze Nacht«, aus der »Äther und Tag entstanden«¹⁷, ja nicht *nur* dunkel, sondern hat ihr eigenes, fahles Licht, und unter den Gestirnen, die es spenden, ist das auffälligste der Mond. Er bestimmt hauptsächlich, wie hell es nachts wird, und vor allem: Der Mondzyklus hat die gleiche Dauer wie der Menstruationszyklus. Das war eine überaus folgenreiche Entdeckung. Wenn das Hauptgestirn der Nacht sich als kosmische Entsprechung zum weiblichen Rhythmus offenbarte, dann war es prädestiniert, zum weiblichen Gestirn par excellence zu werden: zum astralen Reflex der Erde. Nur so erklärt sich Bachofens Feststellung: »Alle großen Naturmütter führen eine doppelte Existenz, als Erde und als Mond.«¹⁸ Im Mondlicht, das seine Strahlen auf die Erde wirft, erstrahlt die Weiblichkeit der Erde. Dies wechselseitige Ineinanderscheinen – philosophisch: Reflektieren in anderes als Reflektieren in sich selbst – ist fast überall, wo Muttergottheiten unter der Patina patriarchaler Mythologie hervorschimmern, in vollem Gange: Zeichen dafür, daß der Erdkult im Übergang zum Astralkult begriffen ist.

Das bringt weitere Differenzierungen mit sich. Der Mond, Reflex

15 J. J. Bachofen, a. a. O., S. 10

16 Hesiod, *Theogonie*, 116ff.

17 Hesiod, a. a. O., 123f.

18 »So glänzen Athene, so Artemis, so Aphrodite als leuchtendes Nachtgestirn am feuchten, befruchtenden Nachthimmel. Zu dem Monde wird Helena, zu dem Monde Iphigenia erhoben.« (J. J. Bachofen, a. a. O., S. 128)

der dreifaltigen Erde, ist selber dreifaltig. Seine drei Phasen (zunehmend, voll, abnehmend) sind gleichsam seine Jugend, seine Reife, sein Altern: eine Miniatur sowohl der drei Jahreszeiten als auch der menschlichen Lebensalter. Die Vorstellung und Darstellung der Erde als Mädchen, Frau und Greisin paßt daher genauso gut auf den Mond. Unter räumlichem Gesichtspunkt hingegen lassen sich Mädchen, Frau und Greisin auf Mond, Erde und Unterwelt verteilen. Die Lebensalter wiederum lassen sich durch Tiere ausdrücken – etwa die Wildheit der Jugend durch den Löwen, die Zeit der Fruchtbarkeit und des Nährens durch Rind oder Ziege, die Zeit des Alterns durch die ins Erdinnere kriechende Schlange oder den Nachtvogel Eule. Und diese Tierzeichen wiederum lassen sich auf die Jahreszeiten und Mondphasen abbilden wie diese aufeinander und auf die Lebensalter – kurzum es eröffnet sich eine Vielzahl von Kombinationsmöglichkeiten, in denen die aufblühende Einbildungskraft sich denn auch ausgiebig ergangen hat. Allein Athene, jene Uraltgöttin, die nach alter pelasgischer Überlieferung aus Libyen stammt¹⁹, im ägyptischen Sais als Göttermutter Neith verehrt wurde²⁰, höchstwahrscheinlich mit der palästinensischen Anatha identisch ist²¹, in Sparta, Troja, Smyrna eine Akropolis gehabt haben soll²², vereinigt auf sich nicht bloß die bekannten Attribute Pallas (Mädchen), Aigis (Ziegenfell) und Eule, sondern wird auch Alea (korngebend)²³, Agraule (tauspennend, nämlich als Mond)²⁴, Narkaia (betäubend, nämlich als Todbringerin)²⁵ genannt. Keines dieser Attribute hat sie ganz exklusiv, alle kehren in anderer Zusammensetzung, mit anderer Wortwahl und Akzentuierung bei anderen Göttinnen wieder, so daß der Schein entsteht, die Vielfalt, in die sich die »Große Mutter« da zu verlieren droht, sei das Produkt einer kunterbunt ausufernden Einbildungskraft – ohne jede logische Struktur. Dabei ist es umgekehrt. Die logische Struktur ist das unsichtbare Gängelband, an dem die Einbildungskraft sich bewegen lernt. Nur vermag sie die innere Logik jener Dreifaltigkeitgespinste, die sie da ausheckt und bis zur Verwirrung

19 R. von Ranke-Graves, *Griechische Mythologie*, Reinbek 1984, S. 36

20 Platon, *Timaios*, 21 b

21 R. von Ranke-Graves, a. a. O., S. 396 u. ö.

22 A. a. O., S. 39

23 A. a. O., S. 512

24 A. a. O., S. 87

25 A. a. O., S. 370

ineinanderarbeitet, noch nicht zu durchschauen. Das ist kein Wunder. Wir machen uns heute kaum mehr klar, welche Schwierigkeit dem damaligen, durch und durch bildhaften Denken das Phänomen der Dreifaltigkeit bereiten mußte. Das christliche Symbol für die göttliche Trinität, gleichseitiges Dreieck im Kreis, ist eine durch Geometrie und Reflexion hindurchgegangene Allegorie. Was aber tun, wo für solche Reflexion noch alle Begriffe fehlen? Wie den Sachverhalt, daß ein und dasselbe drei Gestalten hat, in jeder mit sich identisch und doch unterschieden ist, bildlich fassen?

Ein früher Versuch ist die berühmte Chimaira. Schon in dem alten hethitischen Tempel zu Karkemisch ist sie abgebildet²⁶, wie Homer sie ein Jahrtausend später schildert: als weibliches Wesen mit Löwenkopf, Ziegenleib und Schlangenschwanz.²⁷ Es handelt sich um ein in Vorderasien und im Mittelmeerraum offenbar weitverbreitetes Kürzel der drei Jahreszeiten: den vielleicht ältesten Bildkalender. Ein schwacher Versuch, Dreifaltigkeit darzustellen, wenn man Maßstäbe strenger Logik anlegt, aber einer, der sich beträchtlich in Richtung solcher Logik bewegt. Er nimmt drei heterogene Lebewesen als *einen* Organismus, faßt ihr Verhältnis als eines von Teilen und Ganzem – aber von Teilen, deren jeder einzelne selbst wieder für ein Ganzes steht und gleichsam danach verlangt, daß der ganze Organismus auch in jedem seiner Teile eine integrale Gestalt sei. Die Chimaira ist das Bild gewordene Drängen nach einem geistigen Ausdruck der Dreifaltigkeit – und das Unvermögen dazu. Ihr Versuch, den inneren Zusammenhang der Natur bildlich zu fassen, gelingt nur in einem unnatürlichen Wesen, das keinem Menschen je über den Weg gelaufen ist. Es ist eine Abstraktion von der Natur, aber eine bildhafte: eine *Collage*, die sich hier freilich noch nicht als ästhetische Technik weiß, vielmehr eine Art hilfloser Geniestreich ist, der die weiblich-göttliche Dreifaltigkeit, an die er nicht heranreicht, gleichwohl in eine fabelhafte Gestalt zwingt.²⁸

Die Chimaira ist ein Knotenpunkt matriarchalen Denkens: einerseits

26 A. a. O., S. 230

27 Homer, *Ilias*, VI, 179

28 Die Sphinx und die Hydra sind Variationen der Chimaira (Hesiod, *Theogonie*, 306 ff.), ebenso die merkwürdigen geflügelten Gestalten mit Kopf eines Menschen, eines Löwen, Stiers und Adlers, die dem alttestamentlichen Propheten Ezechiel im Gefolge Jahwes erscheinen (Ez. 1,5 ff.).

Konzentrat vielfältiger Anstrengungen, Dreifaltigkeit zu fassen, andererseits Ausgangspunkt exakter Zeitmessungen. Daß drei Jahreszeiten allein noch keinen perfekten Kalender machen, wird man spätestens gemerkt haben, als man entdeckte, daß der Mondumlauf 28 Tage beträgt. Das Jahr ließ sich nach Monden ungleich genauer berechnen. Es empfahl sich, auch die besonderen Ereignisse des Jahres danach auszurichten: »(...) jede wichtige Zeremonie fand bei einer bestimmten Phase des Mondes statt; die Sonnenwenden und die Tag- und Nachtgleichen wurden nicht genau festgelegt, sondern dem nächsten Neu- oder Vollmond angenähert.« So ergibt sich übrigens heute noch der Ostertermin. »Selbst als es nach sorgsamem astronomischen Beobachtungen klar wurde, daß das Sternenjahr 364 Tage und einige Stunden hatte, wurde es in Monate – d. h. Mondzyklen – und nicht in Fraktionen des Sonnenzyklus aufgeteilt. Die 7-Tage-Woche war eine Einheit des 28-Tage-Mondmonates.« »Und da das 364-Tage-Jahr genau durch 28 teilbar ist«, »hatte das Jahr dreizehn Monate«. »So wanderte die Sonne durch dreizehn monatliche Stationen, die bei der Wintersonnenwende, wenn die Tage« »wieder länger wurden, begannen«²⁹.

Diese Einsichten gehören allesamt noch matriarchalem Denken an: als Errungenschaften seiner Spätphase.³⁰ In die phantastischen Verwicklungen des dreifaltigen Raums mit der dreifaltigen Zeit sind Berechnungen eingewoben, die das Verhältnis der Erde zu den Gestirnen schon erstaunlich präzise bestimmen und in die zeitliche Abfolge ein hohes Maß an Regelmäßigkeit bringen, indem sie das Nacheinander der Ereignisse zu Zyklen biegen, in denen sie zu immer wiederkehrenden, identischen werden. Differenziertes Zählen und systematische Beobachtung sind hier an der Tagesordnung – Mittel, sich das Walten der Großen Mutter vertraut zu machen: an Details, die ein unverwechselbares *Immer wieder* aufweisen, sich gleichsam als ihre spezifischen Charakterzüge lesen lassen. Im Teil steckt das Ganze, im Besonderen wirkt das Allgemeine: dieser Gedanke ist auf der Höhe matriarchaler Kultur bis in die Anfänge der Astronomie und Mathematik hinein ausgearbeitet – und dennoch von einem dezidierten Mono- und Pantheismus noch weit entfernt. Er hat nicht die Unerbittlichkeit logischer

29 Ranke-Graves, a. a. O., S. 14f.

30 Zwischen ihr und der Frühphase der »Venusstatuetten« mögen durchaus fünf Jahrtausende liegen.

Strenge. Die Überzeugung, daß das Heilige anthropomorph, der Inbegriff des Anthropomorphen aber das Weibliche sei, ist nicht etwa so in die Welt getreten, daß sie alle Gespenster, Dämonen und Spukwesen, die man bis anhin in Toten, Feinden, an unheimlichen Orten oder sonstwo währte, mit einem Schlag hat verschwinden lassen. Sie verblaßten zwar in dem Maße, wie die Große Mutter zum Zentrum des Kults wird, sind aber nicht unversöhnlich mit ihr; es tut ihr keinen Abbruch, wenn in dieser Quelle, jenem Baum, Hain, Berg oder Unwetter irgendein partikulares numinoses Wesen verehrt wird. Das biblische »du sollst keine anderen Götter haben neben mir«³¹ ist ihr schon deshalb fremd, weil der Begriff des Göttlichen hier noch keine scharfe Kontur hat. Es gibt Heiliges, zu Verehrendes, dies aber ist noch nicht gestaffelt in mehr oder minder heilig, enthält noch keine Definition des Göttlichen, die alles, was mit ihr nicht übereinstimmt, als ungöttlich von sich ausschließt. Wie das Anthropomorphe der Gottheit sich erst allmählich herausarbeitet, so daß sich in erzählerischer und bildlicher Darstellung ihre Menschengestalt noch lange mit Tier- und Pflanzengestalt vermittelt und vermengt zeigt, so ist auch das Göttliche selbst noch nicht als durchgearbeitete Einheit verstanden, die alle Verehrung nur für sich verlangt und alle partikularen Numina in sich aufgesogen hat. Selbst den entwickelten Mutterkult haben wir uns nicht als monolithischen Block vorzustellen, sondern mit undeutlichen, verblassenden, immer weniger verehrten Wesen im Schlepptau, gegen die er gleichwohl nicht feindselig war.

Diese Offenheit befähigte ihn, etwas in sich aufzunehmen, was bisher noch nicht Thema war: das Männliche. Die Mütter als Einheitsstifterinnen der Sippe zu erkennen ist eines; das mütterliche Tun mit dem der Erde vergleichen und die Erde als Urmutter imaginieren, ist ein anderes: eine Analogiebildung, die vom Besonderen auf ein Allgemeines schließt, ungleich mehr Geistigkeit verlangt, einen Schritt in die Abstraktion darstellt, dessen Mühseligkeit fürs damalige Bewußtsein wir uns kaum mehr vorzustellen vermögen. Das weibliche Dasein in der Sippe ist anschaulich, die Weiblichkeit der Erde aber gerade das Unanschauliche, bloß Erschlossene, zu Glaubende an ihr. Logisch gesehen greifen hier zwei Denkleistungen als Urteil und Schluß direkt ineinander. Historisch mögen Jahrtausende zwischen beiden gelegen

31 Ex. 20,3

haben. Desgleichen: Die Entdeckung, daß Mond- und Menstruationszyklus übereinstimmen, hat logisch zur Folge, daß der Mond das weibliche Gestirn par excellence ist: die astrale Entsprechung der Erde, deren andere Gestalt. Aber bis dieser Schluß tatsächlich gezogen wurde, in Fleisch und Blut übergang, sich zur Kultpraxis ausformte, ist es in der realen Geschichte ein weiter Weg – zumal für Menschen, denen der Gedanke an historischen Wandel, geistigen Fortschritt, Innovation ebenso fremd war wie er heute selbstverständlich ist. Und so ist auch dem Phänomen der Zeugung nicht von heute auf morgen religiöse Dignität zugewachsen. Die Entdeckung, daß die Frauen nicht ohne männliche Befruchtung gebären, ist sicher viel älter als ihre Eingliederung in den Kult, die logisch gesehen ebenfalls einen Analogieschluß darstellt, zu dem sich der Geist erst hat kräftigen müssen: Wie bei Menschen und Tieren, so im Weltganzen. Mutter Erde bedarf, um Allgebärrerin zu sein, selbst der Befruchtung; und wie sie nicht als dieser oder jener Erdhaufen, sondern als Erde überhaupt, zum Element verallgemeinert, verehrt wird, so müssen auch die Naturkräfte, die für ihre Befruchtung stehen, zu ähnlicher Allgemeinheit aufsteigen: sich abheben von jenen subalternen Geist- und Spukwesen im Schlepptau des Mutterkults, sich läutern zu einigen wenigen von weitester Verbreitung. Die Numina in dieser Quelle, jenem Gipfel, Gipfel oder Abgrund, waren zufälligen oder undeutlichen Geschlechts. Die Aufnahme der männlichen Zeugung in den Mutterkult bringt geschlechtsspezifische Ordnung in die Welt, läßt Naturphänomene, auf deren Geschlecht es bis dahin nicht ankam, als dezidierte männliche Entsprechungen zur Erde erscheinen. Das Wasser, jenes gestaltlos Zerfließende, das in der Mythologie nicht von ungefähr oft für Chaos steht³², wird nun als das die Erde befruchtende Element imaginiert, die geschlechtslose Weite des Himmels als die männliche Kraft, die sie umfängt und gleichsam auf ihr ruht, der Lichtstrahl als zeugend, insofern er das Wachstum der erdentsprossenen Kreatur fördert. Und doch ist es die Weiblichkeit der Erde, durch die diese Naturkräfte ihre Männlichkeit erst empfangen, wie auch die Sonne dadurch männlich wird, daß der Mond weiblich ist. Dies logische Verhältnis drückt Hesiods Theogonie genealogisch aus. Die Erde gebiert zunächst »ohne verlangende Liebe« sowohl Uranos, den Himmel, als auch Pontos, das Meer; erst dann hält sie »Beilager mit Ura-

32 Vgl. Gen 1,2